

Das Bild des Christen in der Literatur der Gegenwart

Von WILHELM GRENZMANN

Der Christ steht zwischen Zeit und Ewigkeit. Ruf und Auftrag kommen ihm aus zwei Richtungen — er hat sich nach beiden Seiten zu verhalten und Antwort zu geben. Die Ewigkeit tritt auf ihn zu mit dem immer gleichen Anspruch; der Christ weiß sich den ewigen Gütern und einem Heilsplan zugeordnet, der für die Menschen aller Zeiten gilt. Aber er kann zu seinem Ziele nur gelangen, indem er diese Welt und seine Zeit durchschreitet und teilnimmt an den sich wandelnden Aufgaben. Der Wissende der Offenbarung wird der Fragende seiner Generation.

So steht der Christ doppelgesichtig auch in unserer verwirrten Zeit. Einbezogen in die allgemeinen Geschehnisse des Geistes, teilt er dessen Not, obwohl ihm mit einer letzten Gewißheit auch eine höchste Tröstung gegeben ist. Die Literatur der Zeit beleuchtet sein Bild in klarer Weise.

1. Der Christ bekennt sich zum „verborgenen Gott“. Offensichtlich ist, daß auch der Christ sich unter den Suchenden befindet und seine Hilfsbedürftigkeit verspürt. Wir leben nicht in einem Zeitalter mystischer Gottinnigkeit, sondern der Hoffnung und der Erwartung. Der christliche Dichter hat sein Antlitz dem Himmel zugekehrt in der Gesinnung eines langen und schmerzlichen Advents. Er ist auf den Spuren Gottes offenen Sinnes und Verstandes und gläubigen Herzens, aber er geht doch durch ein dunkles Tal. Gott ist die latens Deitas, die sich verbergende Gottheit: er nähert sich ihr in tiefer Demut und Ehrfurcht, die der Abstand gebietet. Gott ist die unendliche Majestät; der Christ von heute täte gut daran, sich auch auf das „Vater unser“ zu besinnen. Die Unnahbarkeit Gottes wird erfahren im Bewußtsein der Einsamkeit, der Unbegreiflichkeit göttlicher Ratschlüsse, im Innesein der im menschlichen Zusammenleben auftretenden Widersprüche und Gegensätze (die unter Nichtchristen zur Formulierung „Absurdität“ führen). Die kleinen und großen Ereignisse des Lebens, Krankheiten und Tod, der zerstörerische Einbruch der Natur, der Krieg und der Massen-Untergang werden hingenommen als Zeichen des göttlichen Zornes, Offenbarung einer Gerichtsstunde, als Mahnung und Warnung, schmerzlicher jedoch auch als Erfahrung, daß Gott die Menschen sich selbst überlassen hat, so wie sie selbst in Jahren der Hybris es wollten.

Das Unglück, zumal das schreckenerregende, wird heute oft mit der Frage Jobs verbunden und Gott entgegengehalten. Der Nichtchrist wird mit der Größe des menschlichen Leidens religiös nicht fertig. (Der Tod eines Kindes, ein besonders niederdrückendes Ereignis, führt im „Doktor Faustus“ von Thomas Mann und in dem Roman „Die Pest“ von Camus zur Frage der Theodizee, auf die keine Antwort gegeben wird). Aber auch der Christ sucht nur tastend den Weg ins Helle. Martin Buber spricht von der Gegenwart als einem „paulinischen Zeitalter“: „Da erscheint dann das Gottes-

licht verfinstert, und die erlöste Christenseele nimmt dann, wie es die unerlöste Judenseele pausenlos getan hat, die noch unerlöste Konkretheit der Menschenwelt in all ihren Schrecken wahr.“ (Zwei Glaubensweisen, 171). Von vielen Dichtern der Zeit wissen wir durch ihr eigenes Zeugnis, daß sie sich bis an die Grenzen intellektueller Gefährdung haben führen lassen. Merkwürdig viele Österreicher sind darunter. Der christlichen Wendung Hofmannsthals ging die völlige Verfinsterung seiner Welt in seinen Griechendramen voraus; er huldigte der dunkelsten Schicksalsidee, ehe er seinen Engel (im „Großen Salzburger Welttheater“) ausrufen ließ: „Euch erwartet ungeheures Licht!“ Eine der bewegendsten Erscheinungen wird immer Josef Weinheber sein, der sein Werk über Abgründen aufrichtete und doch dem Kreuz zugetan war; in der letzten Phase seines Lebens bekannte er sich in aller Form zu Christus, dem Erlöser der Welt. Das menschlich Erregende bei vielen Gestalten aus der christlichen Welt ist die Haltung des Wartens (wofür in der nichtchristlichen Franz Kafka das eindrucksvollste Beispiel ist): wir sind viatores, auf dem Wege, wir warten und sind in Erwartung auf letztlich Unbekanntes, aber wir wissen, daß auch wir erwartet werden. Die Gestalten von Edzard Schaper sind durchweg in Erwartung; der Kaplan in dem Roman „Die Macht der Ohnmächtigen“ sagt es wiederholt. Für die Gestalt der Veronika (bei Gertrud von le Fort) gilt dasselbe: sie wartet, bis es dem schweigenden Gott gefalle, seinen Willen zu offenbaren.

2. Alsdann: das Böse. Der Christ wird vom Bösen bedrängt. Es kommt auf ihn zu mit großer Gewalt. Es tritt ihm entgegen in der äußeren Welt, aber es meldet sich auch in seinem Innern und versucht, von ihm Besitz zu nehmen. Eine Grunderfahrung der Zeit wird damit ins Christliche gewendet: das Chaos der Welt liegt im Menschen und ist begründet durch die Anwesenheit des Bösen. Das große Gewicht, das die Erfahrung des Bösen und der Sünde im gegenwärtigen Schrifttum besitzt, macht die Auffassung verständlich, daß protestantische Erlebnisformen vorherrschend seien; auch der Konvertit (meinte einmal Zehrer) könne sich davon nicht befreien. In der Tat kennzeichnet sich das christliche, auch das katholische Schrifttum der Zeit durch die Überzeugung, daß die Welt in Abgründe gestürzt sei. Freilich wird sich der Katholik hüten, den Sündenfall der Menschen als eine vollständige Vernichtung des Heilszustandes zu verstehen. Aber die Furchtbarkeit des Bösen ist auch ohne das groß genug. Die Worte des Neuen Testaments erhalten ihre ganze schwere Bedeutung zurück; das Wort vom „Fürsten der Welt“ wird um nichts abgeschwächt. Die Gebetsformel vom Satan, der die Welt durchzieht, um die Seelen zu verderben, ist keine fromme Redensart, über die ein aufgeklärter Verstand lächeln zu dürfen meinte. „In der Welt habt ihr Angst“, steht an der Spitze eines der größten Romane von Edzard Schaper. Bei Mauriac heißt es einmal: Die Pest ist in der Welt! Der Aussatz ist in der Welt!

Die Abgründe öffnen sich also auch für den christlichen Dichter, dunkle Schatten lösen sich von den Hintergründen der Welt. In seinem Roman „Le Mal“ (in der deutschen Übersetzung „Die Sünde“) läßt Mauriac das Böse in die Welt eines jungen Menschen einbrechen, der durch keine Behütung vor dem zeitweiligen Sturz bewahrt werden kann. In dem Roman von Elisabeth Langgässer „Das unauslöschliche Siegel“ werden die Mächte des Himmels und der Hölle gegeneinander in Bewegung gesetzt. In Paul Claudels „Seidenem Schuh“ steht an entscheidender Stelle das eigentliche Motiv deutlich ausgesprochen: Engel gegen Dämonen! Das Böse ist also unter uns als eine furchterregende Wirklichkeit. In der Darstellung des Bösen gehen vor allem einige Ausländer bis an die Grenze des Möglichen, so Evelyn Waugh und Graham Greene, aber auch François Mauriac, der als der eigentliche Vater einer solchen Literatur gilt. Man versteht diese Dichter nicht, wenn man ihnen Freude an der Sensation unterschiebt. In christlicher Dichtung gibt es keine Freude am Bösen. Wohl aber vernimmt man den Ausdruck pessimistischer Erfahrungen. Es ist bemerkenswert, daß der Teufel literarische Figur geworden ist.

3. Mit all dem hängt zusammen: der Mensch ist der Ungesicherte und der Gefährdete, der Sünder und der Gestürzte. Daraus macht ein Dichter wie Bergengruen das eigentliche Motiv seiner Verse wie seiner Prosa. Die Gestalten seiner Romane und seiner Novellen erfahren es fast alle, wie wenig sie vermögen. In der ungewöhnlichen Situation, in der übernormalen sittlichen Beanspruchung, in der „Zerreißprobe“ versagen sie durchweg, und gerade dem Selbstsicheren wird klar, wie gering seine Kräfte sind. Bergengruen stellt die Menschen in den Augenblick der Entscheidung; die auf sie losbrechenden Gewalten entreißen sie dem gewohnten Gleichmaß des Lebens und verweisen sie auf die eigenen unerprobten Kräfte. Damit sie sich bewähren, müssen sie die Prüfung durch die außerordentliche Situation bestehen. Aber der Gewinn ist heilsam: sie wissen am Ende mehr als vorher, was sie von sich zu halten haben. Es kann sein, daß aus dieser Erfahrung ihre ewige Rettung entspringt. In dem Roman aus der Zeit nach dem ersten Weltkriege „Der goldene Griffel“ steht am Schluß der bedeutungsvoll zusammenfassende Satz: „Er wurde geboren, fiel in Schuld, überantwortete sich der Gnade.“

Das besondere Problem der menschlichen Gefährdung erkennen einige heutige Dichter in der Zuordnung des Menschen zur Macht. Sieht man von Bergengruen ab, so ist es das Problem, das Reinhold Schneider und Edzard Schaper gemeinsam haben. Im Besitz der Macht und deren Handhabung liegt für beide die schwerste menschliche Gefahr. Sie verführe zu Überhebung, Mißbrauch und Anmaßung. Bei Schneider scheitern wohl alle, die im Besitz der Macht sind, auch wenn sie guten Willens sein mögen. Aber Macht ist nicht die einzige Quelle der Versuchung. Es gibt keine menschlichen Verhältnisse, die vor dem Bösen sicher wären. Der Besitz ist eine andere Quelle des Verderbens, aber auch die Armut kann verführerisch sein.

Der Umgang der Geschlechter ist eine weitere Ursache der Sünde. Dem Menschen bleibt es aufgegeben, in allem nur den schmalen Weg des Gesetzes zu gehen.

4. Erscheinungen solcher Art führen uns auf zeitgeschichtliche Probleme. Es kann dabei sein, daß sich die Gegenwart in vergangenen Verhältnissen wiedererkennt. Die Rolle des Christen in dieser Welt, seine besonderen Aufgaben in Zeiten der Not beschäftigen die Gemüter. Gemeinsam ist dem modernen Schrifttum das Bewußtsein der menschlichen Unzulänglichkeit, seiner *misère* statt seiner *grandeur*. Was soll er tun in einer Welt, in die das Böse, das Verworrene, das Unheilbringende mit größerer Gewalt eingebrochen zu sein scheint als je? Das Problem stellt sich besonders einleuchtend in außerordentlichen Lagen dar, die den Menschen in der Bedrängnis der Entscheidung zeigen. Vom Erlebnis der Macht und der Gefährdung durch sie wurde schon gesprochen. Zwei andere Beispiele von sehr verschiedenem Charakter mögen verdeutlichen, was gemeint ist. In dem bekannten Roman „Das Schweißstück der Veronika“ von Gertrud von le Fort handelt es sich darum, wie sich der Christ angesichts des wachsenden Unglaubens seiner Umwelt verhalten soll; denn es könne, meint die Dichterin, vorausgesetzt werden, daß die Begegnung mit Gläubigen ein Glücksfall, die mit Ungläubigen die Regel sei. Soll der Christ seine eigenen Wege gehen und sich dadurch zu retten versuchen — oder soll er der ungläubigen Welt das eigene, ihm auch nur geschenkte Heil entgegentragen? Es ist selbstverständlich, daß sich die Dichterin für die zweite Möglichkeit entscheidet. Aber auch die Grenze wird angedeutet: mitten durch die Menschenwelt verläuft die unüberschreitbare Grenze des Heils. Es ist mit dem Heil unvereinbar, die sakramentale Welt der Stiftung Christi zu verlassen.

Das andere Beispiel ist der Eheroman „... und sagte kein einziges Wort“ von Heinrich Böll. Er ist konkret-realistisch im Sinne des modernen Erzählungsstils. Unter dem Druck ihrer Armut und des Wohnungselends haben sich Mann und Frau äußerlich voneinander getrennt, um jeder für sich das Leben leichter bestehen zu können. Aber die räumliche Trennung bringt nicht die erhoffte Erleichterung, sondern vermehrt das Elend. Keiner der Partner bricht die Ehe. Die Bewegungskräfte des Romans führen auf Annäherung und Wiedervereinigung von Mann und Frau. Dem Dichter ist es darum zu tun, die offenbare und die verborgene Wesenlosigkeit der modernen Kultur zu zeigen und sichtbar zu machen, in welcher Weise die Menschen ihr verfallen sind. Aufgezeigt wird die Scheinheiligkeit der Menschen; ihre Unzulänglichkeit wird gebrandmarkt, die Verbrämung der Kultur durch Fassade und Kulisse abgerissen. Heuchelei und Hartherzigkeit können sich ungehindert den Mantel der Caritas umhängen. Das Christentum nimmt teil an der Armseligkeit der gegenwärtigen Welt, unterwirft sich ihr oder ist doch zu schwach, um ihr entgegenzutreten. Die Unzulänglichkeit des Christen verrät sich an der Gewinnsucht des Kaufmanns, an der

büromäßigen Erledigung von Bittgesuchen, an den leeren Formen christlicher Haltung gegenüber allen Mitmenschen.

5. Damit kommen wir zu einem neuen Punkt: er betrifft die Kritik des Christen an sich selbst. Er geht heftig mit sich ins Gericht. Er weist den tiefen Widerspruch auf zwischen Sein und Tun, Bekennen und Handeln, zwischen der zum wahrhaft höchsten Dasein auffordernden Berufung und dem elenden Leben in der Wirklichkeit, zwischen dem christlichen Anspruch, zu den Auserwählten zu gehören, und der Praxis des Alltags, in der das Ärgste geschieht. Hier muß wiederum das ausländische Schrifttum herangezogen werden, namentlich das der Franzosen. François Mauriac richtet sein Werk fast ausschließlich auf der Selbstkritik des Christen auf. Der christliche Schriftsteller leidet an der eigenen und der fremden Unheiligkeit, an der Bitterkeit und Unvollkommenheit der Zeit, am bloßen Schein christlichen Lebens. Wieviel unheilvolle Verkleidungen: Lieblosigkeit kann sich unter Liebe, Herrschsucht unter Demut, Treulosigkeit unter Treue verbergen. Mauriacs Roman „Die Pharisäerin“ (*La Pharisienne*) handelt „von Menschen, deren Beruf es ist, tugendhaft zu sein und einem Bild, einem Trugbild nachzuleben, das sie für den Inbegriff gottgefälligen Lebens halten. Sie erwählen Gott, aber Gott erwählte vielleicht nicht sie, und so fügen sie sich und ihren Mitmenschen unsäglich Qualen zu, denn sie wissen nicht, daß Gott die Liebe ist, und gehen mit aufeinander gebissenen Lippen an den Leiden derer vorüber, denen die Liebe Gott ist. In ihrer rechthaberischen Selbstzufriedenheit vermehren sie noch die Leiden der Kinder Gottes.“ Menschen solcher Art reden von Gott, aber denken nur an sich, sie verlangen Vertrauen und Unterwerfung unter ihren unmaßgeblichen Willen um jeden Preis. Sie glauben, die Liebe lenken zu dürfen und Ehen stiften zu müssen, und werden Peiniger der Untergebenen und der von ihnen Abhängigen. Sie sind mit dem Willen Gottes auf das genaueste vertraut und würden es nicht verstehen, wenn er anderer Meinung wäre als sie. Sie sind immer mit angelernten Sprüchen und theologischen Weisheiten zur Hand, ahnen jedoch nicht, wie weit sie vom Himmel entfernt sind.

6. Erkenntnisse solcher Art fordern zum Protest heraus — die christliche Literatur unserer Zeit ist erfüllt vom Willen zum Unbedingten. Es gibt die Kämpfer und die Eifernden, es gibt auch die Leidenden und die sich Opfernden. Der Wille zum Unbedingten beherrscht oft gerade diejenigen besonders stark, die sich einmal mit den Mächten des Bösen eingelassen hatten. Die Gestalten von Léon Bloy sind von dieser Art. Der Wille zum Unbedingten schließt leicht das scharfe Nein zu dieser Welt und ihren Freuden ein. Bei Bloy ist die Armut die Vorbedingung zur Heiligkeit. Meist geht der Umkehr eine religiöse Erschütterung voraus; sie kann bewirkt werden durch die Begegnung mit einem heiligmäßigen Menschen, durch eine Stätte der Verehrung wie Lourdes oder La Salette. Claudels Drama hat zum Gegenstand den Heroismus der Sühne. Im „Bürgen“ ist es die

Gräfin Sygne, die ein Leben eines sinnlos scheinenden Verzichtes auf sich nimmt, um Größeres zu beschützen; in der „Verkündigung“ nimmt eine der schönsten Gestalten des Dichters, Violaine, den Aussatz auf sich, um ein Leben der Buße und der Sühne zu führen. Allerdings hat dieser Wille zum Unbedingten auch seine eigenen Gefahren. Im Hintergrund lauern abermals verderbliche Mächte: der Stolz, der Hochmut, selbst die Häresie. Irrlehren in der Kirchengeschichte sind oft entstanden aus Mangel an Maß. Der eifernde Priester, der die wirklichen Verhältnisse der Welt übersieht, spielt im heutigen Roman eine verhältnismäßig große Rolle. Manchmal steht er am Rande des Scheiterns oder ist bereits ein Gescheiterter (bei Bernanos, Andres, Coccioi). Die Neigung zur Radikalität erklärt sich oft aus dem eschatologischen Bewußtsein der unmittelbaren Nachkriegszeit. So wichtig es ist, einer schon wieder der Erschlaffung anheimfallenden Zeit den Stachel ins Fleisch zu bohren, so gehört zur christlichen Haltung doch das Maßhalten und die Gerechtigkeit des Urteils.

7. Dies alles setzt im Grunde eine pessimistische Einstellung gegenüber der Schöpfung und ihrer „Krone“, dem Menschen, voraus. Aber es gibt im Gegensatz zu dieser Verneinung der Welt und der Überbewertung des Bösen auch eine christliche Weltfreude. Sie ruht in dem Vertrauen, daß Gott unter uns anwesend ist und daß die Welt ihr „Gottgeheimnis“ besitzt. Freude in und an der Welt kann es nur geben, wofern man sie und uns mit ihr in den Händen Gottes weiß. Jede andere Haltung führt zur Verdüsterung. Die Weltfreude des Christen zeigt sich in zwei Formen: als Freude an den Schöpfungen des menschlichen Geistes und als Freude an der Natur und dem Naturgewachsenen. Im ersten Falle nimmt der Christ teil an allem Schönen und Bedeutenden, was jemals aus den Gedanken und den Händen eines Menschen entstanden ist, in der Überzeugung, daß viele Menschen von Natur aus christlich sind, ohne es dem Bekenntnis nach oder durch die Taufe zu sein. So kommt es, daß der Christ unserer Tage zu den bewahrenden Geistern gehört. Manche der Bedeutendsten (wie Hugo von Hofmannsthal, R. A. Schröder, Otto von Taube) bemühen sich, das Erbe der Vergangenheit in eine Zeit hinüberzuführen, die so gern einen ganz neuen Anfang setzen möchte.

Das außerchristliche Erbe hat den sichersten Schutz bei Christen. Man braucht nur an die Pflege der antiken Überlieferung zu denken. Es geht darum, das Gefährdete und Bedrohte, wo immer es sich als wertvoll erweist, zu behüten. Die Vorliebe für Goethe ist heute in der Regel das Zeichen eines kulturfreudigen Christentums. Auf der anderen Seite haben wir die Liebe zum Volksmäßigen, Naturgewachsenen, Bäuerlichen, in das das Göttliche eingesenkt ist. Das menschlich Gute hat den Vorrang vor dem Bösen; zwar ist es immer gefährdet, jedoch zum guten Ende bestimmt. Man muß hier an Peter Dörfler, Heinrich Federer, Karl Heinrich Waggerl und Paula Grogger denken. Der natürliche Ablauf des Jahres, die kirchlichen Feste, die heitere Gelassenheit neben dem unerbittlichen Ernst, Straffung und Lockerung

weise nebeneinander: das ist die Welt des katholischen Glaubens. Wir dürfen nicht vergessen, daß aus solchen Anschauungen heute die umfassendste, weil unverkürzte Menschengestaltung kommt. Man mag nur an Dörfners Roman „Apollonia“ erinnern oder an die Weltfülle in den Erzählungen von Stefan Andres. Dichter sind nach Bergengruens schönem Wort „Offenbarmacher ewiger Ordnungen“. Die „heile Welt“ ist zwar nicht unter uns verwirklicht, aber sie reicht doch zu uns herab.

8. Es gibt aber noch andere Zeichen für das Erlebnis der christlichen Fülle. Es ist das des Einbruchs der Gotteswelt in unser Leben. Es umfaßt das Innesein des Mysteriums des Glaubens, die Seligkeit des neuen Lebens, die Hoffnung auf Auserwählung und Rettung. Es fällt auf, daß diese staunende Verwunderung vor der christlichen Glaubens- und Heilsfülle, das buchstäblich atemlose Anhalten angesichts der Gotteswelt, zumal von Konvertiten bezeugt wird. Immer wieder wird uns gesagt, daß am Rande der Verzweiflung die Stimme Gottes vernehmbar geworden ist. Man muß sich vergegenwärtigen, was es für einen suchenden Menschen bedeutet, wenn er inmitten seiner durch so viele Ursachen hervorgerufenen und übermächtig gewordenen Einsamkeit von dem Blitz getroffen wird, der ihn zu Boden wirft. Wer dies erlebt, steht vor ungeheuren, unbegreiflichen Dingen. Eines der wesentlichen Motive in der gegenwärtigen Literatur besteht darin, die Erhabenheit dieser Gotteswelt immer wieder darzustellen. Das ist die Entdeckung Gottes in der jüngeren Dichtung. Ein frühes unvergeßliches Zeugnis bieten die „Hymnen an die Kirche“ von Gertrud von le Fort. Unter den Jüngeren ist in diesem Zusammenhang wohl niemand mit solchem Nachdruck zu nennen wie Edzard Schaper mit seinem ganzen Werk. Er erklärt in aller Deutlichkeit: er möchte nicht verstanden werden wie ein Wissender dieser Welt, der die selbstgewonnene Einsicht durch eine neue, höhere erweitert oder ergänzt sieht, sondern als ein Demütiger, der allein der Gnade der Offenbarung die Teilhabe an einem andern Leben verdankt. Hier wie in so manchem andern Falle handelt es sich um eine wahrhafte Wiedergeburt aus dem Geiste, um die Schenkung eines neuen Daseins, um eine Verwandlung aus der Kraft der Gnade.

Wer den Christen in der modernen Literatur betrachtet, muß vor allem vor solchen Erscheinungen stille stehen. Alles menschliche Tun, auch die vielen Widersprüche des Lebens werden gleichsam hineingezogen in eine neue Ordnung. Schapers Novellen spiegeln ein Christentum, das sich überwältigt weiß von der göttlichen Wirklichkeit der Welt, von dem Glanze der Offenbarungsfülle, die sich den geöffneten Seelen mitteilt, von dem Zusammenbruche der im Wahn erzeugten menschlichen Unternehmungen, von den offenbaren Sühnen, Zurechtweisungen, Mißbilligungen und Untergängen, den sichtbaren Segnungen im alltäglichen wie im außerordentlichen Vorfall. Im „Großen offenbaren Tag“ wird ein junger sowjetischer Lästere durch ein dramatisches Ereignis von ungeheurer Gewalt wieder zu sich

selbst gebracht (wenigstens bis zu der Stelle, wo dem erschütterten Zuschauer die Ahnung darüber aufgeht, daß diesem über einen Abgrund gehobenen Menschen im Tode die verzeihende Hand Gottes entgegengehalten wird); im „Stern über der Grenze“ leuchtet Kindern ein heller Schein aus dem Schrecken in ein Land der Sicherheit; im „Mantel der Barmherzigkeit“ erfährt der finnische Baron nach Jahren durch den Zwang zur Sühne die Rechte Gottes unter den Unrecht tuenden Menschen. In der dienenden Hingabe des Menschen an Gott ist die „Macht der Ohnmächtigen“ begründet. Der Ruf an den Menschen ergeht oft in der „Neunten Stunde“. In zwei dramatischen Gesprächen dieses Titels geht der Dichter den Berichten über Nikodemus und Simon von Kyrene nach. Dem einen wird durch das nächtliche Gespräch mit dem Herrn aufgegeben, alle Weisheit des Lebens von sich abzutun, sein Lehrgebäude, um dessentwillen er der bewunderte Lehrer der jüdischen Jugend ist, als unnütz und falsch zu widerrufen und sich um der Wahrheit willen den Pharisäern entgegenzustellen. Im andern Falle wird ein Mann von der Straße in das Heilsgeschehen einbezogen; der einfachste Mensch wird der Bevorzugte der Auserwählung, und indem er ergriffen wird, sagt er sein Ja zu dem, was mit ihm geschieht.

9. Der Christ würde diese seine Gotteswelt nicht verstehen, wenn er sie nicht sakramental erlebte. Daß das Sakrament Gegenstand der Dichtung wird, ist ein Wagnis, das nur dann gelingen kann, wenn die Dichtung selbst ihrer Ausdrucksmittel sicher geworden ist. Seit dem Barock konnte davon nicht mehr die Rede sein, und es bedarf keiner weiteren Erklärung, daß vieles von dem, was sich heute in diesem Sinne als theologisch gibt, von dichterischer Bewältigung weit entfernt ist. Aber nicht vom Versagen, sondern vom Bemühen ist hier die Rede. Wir stehen vor vielen Versuchen, das Sakrament aus seiner Tiefe, man möchte sagen: aus der Kraft, mit der das Göttliche in unsere Menschenwelt einbricht, zu erfahren und darzustellen. Bekannt ist Elisabeth Langgässers Roman „Das Unauslöschliche Siegel“; es ist der Roman um das Sakrament der Taufe. Lassen wir die berechtigten Einwände gegen den problematischen Roman beiseite, so bleibt als wesentliches Motiv: die Taufe ist dem Menschen eingeprägt als ein lebendig-beunruhigendes Zeichen; es bringt sich immer wieder in Erinnerung. Es mahnt die Gestalt in der Mitte, Lazarus Belfontaine, inmitten des verkommensten Lebens an sein ewiges Ziel; es bewirkt in ihm den Durchbruch zum Guten, als er, auf langen Irrfahrten vorbereitet, zum Heimweg berufen wird. Das Sakrament der Ehe spielt in den Romanen der Sigrid Undset eine bedeutende Rolle. Claudels „Seidener Schuh“ ist neben allem andern, was in dem großen Werk katholische Verkündigung ist, das Drama der christlichen Ehe. Die Phantasie der Gegenwart ist mit dem Auftrag des Priesters beschäftigt und mit der Frage, wie er ihn bewältigt. Der Priester erscheint im wesentlichen in zwei Grundgestalten: dem Eiferer und dem lebenskundig Gütigen. Bei Reinhold Schneider und bei Edzard Schaper ist der Priester der Mensch, der durch die Kraft des Gebetes die Welt überwindet.

Angesichts der Not und der Sorgen unserer Zeit ist die Hinwendung zur christlichen Wirklichkeit in der Literatur ein Zeichen der Hoffnung. Wir werden sie nicht überschätzen dürfen, aber sie bedeutet doch etwas. Sie bietet ein Gegengewicht gegenüber der verzweifelte Bodenlosigkeit der sich heute in so breiter Fülle anbietenden Literatur aller Sprachen. Daß wir überhaupt von einem Bild des Christen in der modernen Literatur unter einer Reihe von Gesichtspunkten sprechen können, ist dem Umstand zu verdanken, daß sich in der Tiefe Wandlungen vollziehen und vollzogen haben. Im Jahre 1900 hätte sich kein Material geboten. Die Dichtung von heute ist nicht nur Zeuge von Untergangsstimmung und Verzweiflung, sondern auch des Bemühens um Wiederherstellung christlicher Ordnungen.

Unvergängliches Hellas

Eindrücke von einer Griechenlandfahrt

Von ADOLF HAAS S. J.

Abendländische Urheimat

Man kann Griechenland mit verschiedenen Sinnen sehen: mit den der unendlich reichen Vergangenheit dieses Landes zugewandten Augen des Altertumsforschers und Historikers; oder mit dem der gegenwärtigen Formwelt offenen Auge des Geographen, des Pflanzen- und Tierforschers. Man kann auch Hellas „mit der Seele suchen“ und finden, wie es Hölderlin getan hat. Ganz gleich, mit welchen Sinnen man dieses einzigartige Land sieht, immer stößt der Griechenlandfahrer zuletzt auf ein Etwas, das den geographischen und nationalen Begriff „Griechenland“ weit übertrifft und etwas aufleuchten läßt von den Grundlagen abendländischen Wesens überhaupt; etwas, das man in einer unerwarteten, gnadenvollen Plötzlichkeit als einen Teil unserer tiefsten seelischen Heimat erfühlt. Sichtbares und Unsichtbares, Vergangenes und Gegenwärtiges weben an diesem abendländischen Heimatgefühl.

Wie wohl nirgends auf europäischem Boden wächst dieses Gefühl aus der lichtverklärten griechischen Landschaft. Sie allein ist ja über die Jahrtausende hinweg im wesentlichen erhalten geblieben. Wohl lebt im griechischen Volkstum noch etwas von der alten, hohen und reinen Kraft. Die Griechen sind ein Volk der Bauern, Hirten und Seeleute geblieben. Aber, man kann nicht übersehen, daß uns aus dem heutigen Griechenvolk mehr der Geist des byzantinischen Mittelalters und der Atem des Orients anhaucht als die hohe Geistigkeit des alten Hellas. Geblieben ist uns allein die sonnendurchwobene griechische Landschaft, die den fremden Gast in den Stand des antiken Menschen zu versetzen vermag. Zwar hat die immertätige Natur neue Züge in das Antlitz dieser Landschaft eingezeichnet; die ausgedehnten Bergwälder des Altertums sind durch maßlose Abholzung